

Peter Döge

Das Lebendige als Störfaktor? - Geschlechterkulturen als (unsichtbarer) Bestandteil von Wissenschaftskulturen

Die zentrale These, die Peter Döge in seinem Vortrag zu entwickeln versucht, geht davon aus, dass die Ausgrenzungen und Marginalisierungen von Frauen im Wissenschaftsbetrieb mit der vergeschlechtlichten Struktur und Methodik der (neuzeitlichen) Natur- wie Sozialwissenschaften zusammenhängen. Die Exklusivitäten der Wissenschaften können nur dann überwunden werden, wenn auch die dahinterstehenden Methodologien, wissenschaftlichen Herangehensweisen und Epistemologien sowie letztendlich auch die damit verbundenen Naturbilder verändern werden.

Organisationales Lernen

Die Forschung von Peter Döge am IAIZ beschäftigt sich mit dem Wechselverhältnis zwischen sozialer Innovation und Zukunftsfähigkeit: Wie können Organisationen in einer dynamischen und unbestimmten Umwelt dauerhaft bestehen bleiben? Die zentrale soziale Innovation jeder Organisation ist die Fähigkeit zu Lernen. Organisationales, soziales Lernen ist eine zentrale Voraussetzung für die Zukunftsfähigkeit von Organisationen. Die Entwicklung von Reflexivität steht daher im Mittelpunkt lern- und zukunftsfähiger Organisationen. Reflexivität meint dabei die Fähigkeit über das Denken nachzudenken und damit vorherrschende Bilder und Vorstellungen in Frage zu stellen. Auch für den Wissenschaftsbetrieb ist die Kompetenz zur Reflexivität Bedingung für Innovation. Daher muss in diesem Kontext auch über das Verhältnis von Wissenschaftskulturen und Gender nachgedacht werden.

Gender

Was heißt Gender? Der Begriff Gender wird oftmals nicht ins Deutsche übersetzt – zumeist mit dem Hinweis, dass es kein passendes deutsches Äquivalent gäbe. Wenn Gender trotzdem ins Deutsche übersetzt wird, dann meistens in einer zu eng gefassten Bedeutung: nämlich als Geschlechterrolle. Unter Rückgriff auf Arbeiten der anthropologischen und ethnologischen Geschlechterforschung kann Gender hingegen in einem umfassenderen Sinn übersetzt: Gender als Geschlechterkultur. Geschlechterkultur ist mehr als das soziale Rollenverhalten, mehr als ein Habitus. Sie besteht immer aus mehreren Bausteinen, wobei die jeweiligen Geschlechtskategorien, also die Einteilung der Individuen in zwei Arten von Menschen basal sind. Hierbei fungiert neben anderen wahrnehmbaren Unterschieden die Gebärfähigkeit von Frauen in der überwiegenden Anzahl menschlicher Kulturräume als wesentliches Kriterium.

Jede Kultur interpretiert die darauf aufbauenden Unterschiede in anderer Art und Weise, spricht den Geschlechtern einen spezifischen Status zu, entwickelt Geschlechterbilder und -rollen sowie eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung muss nicht per se hierarchisch sein. Erst die unterschiedliche Bewertung von - männlich bzw. weiblich konnotierten - Arbeitsbereichen, Tätigkeiten und Lebensmustern macht aus einer geschlechtsspezifischen eine hierarchische Arbeitsteilung. Das wesentliche Merkmal der Geschlechterkultur in Mitteleuropa besteht nun darin, dass die weiblich konnotierten Bereiche und Lebensmuster gegenüber den männlichen durchgängig abgewertet sind. Von dieser hierarchischen Struktur und deren Konsequenzen sind aber nicht nur Frauen betroffen, sondern auch Männer, die sich in weiblich konnotierten Bereichen bewegen und weiblich konnotierte Lebensmuster leben. Das Thema Gender und die gegenwärtige hierarchisch strukturierte Geschlechterkultur ist damit, laut Peter Döge, nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer relevant.

Wissenschaftskultur als Geschlechterkultur

Geschlechterkulturen sind immer Bestandteil von Organisationskulturen und daher auch immer Bestandteil von Wissenschaftskulturen. Die neuzeitliche Wissenschaftskultur ist geprägt durch das Denken René Descartes. Dieses Denken ist stark in Dualitäten und Dichotomien verhaftet, die wiederum geschlechtlich aufgeladen sind. Zentrale Dichotomien der neuzeitlichen Wissenschaft sind die Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, wobei das Subjekt als aktiv und das Objekt als passiv vorgestellt wird. Das aktive Subjekt ist der männliche Geist bzw. der männliche Forscher, während hingegen das passive Objekt – die Natur, die Gesellschaft – weiblich konnotiert wird. Weitere, ebenfalls vergeschlechtlichte Dichotomien sind Vernunft (männlich) und Emotionalität (weiblich), sowie jene von Natur und Kultur: Natur bzw. Naturnähe wird wiederum als weiblich unterstellt – auch dies hat seinen Grund nicht zuletzt in der Gebärfähigkeit von Frauen –, während Kultur eine Konnotation mit dem Männlichen aufweist.

Francis Bacon hat in einer 1602 verfassten Schrift mit dem Titel „Temporis Partus Masculus“ die Naturwissenschaft entsprechend als Aufbruch in ein männliches Zeitalter beschrieben. Natur wird in dieser geschlechtlich strukturierten Vorstellung von Wissenschaft als leblose, verfügbar Ressource betrachtet, nur als Objekt der Forschung und des Experiments konzipiert. Die Natur, das Leben wird aus der Wissenschaft ebenso ausgeklammert wie der Mensch. Bacon denkt den Forschungsprozess in Analogien zu den Hexenprozessen: die Natur muss auf die Folterbank gespannt werden, um ihr die Geheimnisse abzupressen. Darüber hinaus wird Natur als ein Uhrwerk vorgestellt, das ganz bestimmten Gesetzen folgt, die durch ein methodisches, emotionsloses Herangehen erkannt und beherrscht werden können. Kontrolle und

Beherrschung der Natur sind daher zentrale Motive der neuzeitlichen (Natur-)Wissenschaft. Für die Erkenntnis dieser allgemeingültigen Gesetze ist eine spezifische Kompetenz der Wissenschaftler notwendig: sie müssen kühl und emotionslos ihrem Erkenntnisinteresse folgen. Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess wird in Folge dessen als vernünftig, objektiv und rational postuliert – diese Eigenschaften sind alle männlich konnotiert. Männer werden daher als die eigentlichen Wissenschaftler betrachtet. Hierbei verweist Peter Döge auch auf den männerbündischen Ursprung der neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklung: Die Klöster sind der Ausgangspunkt dieser Entwicklung, in deren Folge der Gottesbegriff durch jenen der objektiven Wahrheit ersetzt wird. Um diese objektive Wahrheit zu finden, muss sich die Wissenschaft bzw. der Wissenschaftler in jene den Klöstern ähnlichen Strukturen zurückziehen – Frauen als Störfaktor bleiben davon konsequenterweise ausgeschlossen.

Diese Konstruktion von Wissenschaft ist durchgängig männlich konnotiert und erzeugt Exklusivitäten gegenüber Personen und Lebensmustern, die – laut Peter Döge – als naturnah gesehen werden. Wenn das Lebendige, die Natur aus der Wissenschaft ausgegrenzt wird, dann kann sich Wissenschaft auch keine Gedanken machen, über die Reproduktion von Wissenschaftlern; die Wissenschaft wie die Gesellschaft ist auf Grund ihrer Struktur blind gegenüber den alltäglichen Aufgaben der (eigenen) Reproduktion. Wenn Natur als Lebendiges aus der Wissenschaft ausgegrenzt und weiblich konnotiert wird, dann ergeben sich auch entsprechende Exklusivitäten, die zur Unvereinbarkeit von wissenschaftlichem Beruf und Familie bzw. Reproduktion führen. Dementsprechend werden Vorstellungen von „richtigen“ Karrieremustern und von erfolgreichen Wissenschaftlern definiert.

Zur Illustration der Ausgrenzung des Lebendigen aus der Wissenschaft und dem Forschungsprozess bringt Peter Döge hier mehrere Zitate, unter anderem von Albert Einstein, der in einem Brief an einen Freund in affirmativer Weise festgehalten hat, wie tendenziell ungesund ein sich ausschließlich der Forschung gewidmetes Leben ist: Laut Peter Döge hat das Lebendige – in dem Zitat von Einstein repräsentiert als Essen, Schlafen, Gesundheit – keinen Platz. Das Karrieremuster bzw. die totale Hingabe an das Forschungsprojekt verlangt nach dem Ausschluss des Lebens, des Lebendigen, der Natur.

Lösungen

Die Exklusivitäten können nur beseitigt werden, wenn die wissenschaftlichen Grundannahmen, die Wissenschaftskultur, die Arten der Wissensproduktion verändert werden. Unter Bezugnahme auf die Naturwissenschaftlerin Barbara McClintock fordert Peter Döge eine Wissenschaft mit einem „Gespür für das Leben“, die sich selber auch als Teil des Lebens versteht. Auch Emotionalität muss ihren Platz im Wissenschaftsbetrieb und im Verständnis von

Wissenschaft haben. Zuletzt wird von Peter Döge auch das Ziel wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens, nämlich der objektive Wahrheitsbegriff, problematisiert. Wissenschaft fördere keine objektiven Wahrheiten zu Tage, sondern stellt nur unterschiedliche Interpretationen von beobachteten Sachverhalten zur Verfügung. Solange die Wissenschaft an diesem traditionellen Begriff von Wahrheit und den damit verbundenen Strukturen und Verfahren von Wissensproduktion festhält, bleiben auch die Exklusivitäten erhalten. Margaret Wertheim zitierend, beschreibt Peter Döge eine alternative Form von Wissenschaftskultur: „Wir brauchen eine Wissenschaftskultur, die nicht vor der Natur flieht, sondern auf sie zugeht, eine Kultur, die das Verkörperte schätzt und nicht so versessen ist auf die entkörperte Abstraktion.“ Für eine derartige Wissenschaftskultur sind für Peter Döge abschließend drei Bausteine grundlegend:

- LEBENDige Wissenschaft denkt systemisch und sieht: den Menschen als Teil der Natur
- LEBENDige Wissenschaft ist interdisziplinär und dialogisch
- LEBENDige Wissenschaft orientiert sich am Leitbild der Vielfalt und am Konzept des Diversity Management.



Peter Döge

ist Mitgründer und Mitglied des geschäftsführenden Vorstands des Instituts für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung e. V. (IAIZ) in Berlin und dort seit 1998 in der Politik- und Organisationsberatung sowie in der Auftragsforschung tätig. Er ist Lehrbeauftragter an zahlreichen Universitäten und arbeitete auch als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Deutschen Bundestag. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Chancengleichheits-Strategien in Organisationen (Managing Diversity, Gender-Mainstreaming, Work-Life-Balance), betriebliche und überbetriebliche Innovationspolitik sowie dialogisches Konflikt- und Kommunikationsmanagement.